



verschiedene Module. Die erste Runde, «Zukunftsklasse» 0, war ein Pilotprojekt. Drei Module, die ich besucht habe, zeigen gut, wie vielfältig die Möglichkeiten dieses Programms sind. Das Modul «Dokumentarfilm» fand grösstenteils an der Zürcher Hochschule der Künste / ZHdK statt. Drei Tage arbeiteten wir mit Bachelorstudierenden zusammen, die den Kurs «Bilder der Wirklichkeit» besuchten. Am ersten Tag sahen wir ihre Filmkonzept-Präsentationen. Einige Wochen später, am zweiten Tag, hörten wir Vorträge über Montage-techniken und erhielten Tipps und Tricks der Professoren. Am letzten Tag schauten wir die fertigen Filme der Studierenden. Parallel dazu besuchten wir das «Atelier Dok», wo die Teilnehmenden aus verschiedenen Semestern ihre Filmideen austauschten und andere Filme analysierten. Die Diskussionen waren spannend, und man merkte, wie ernst die Studierenden sie nahmen. Obwohl wir selbst nicht an den Filmen mitarbeiten konnten, war es faszinierend zu sehen, wie aus einer Idee ein Film entsteht, welche Hürden dabei zu überwinden sind und wie selbst abstrakte Konzepte Gestalt annehmen. Dieses Modul hat mich so inspiriert, dass ich nun plane, einen Dokumentarfilm als Maturaarbeit zu machen. ▶

Die «Zukunftsklasse» am Freien Gymnasium Zürich eröffnet Schülerinnen und Schülern Einblicke in Forschung, Technik und kreative Prozesse – vom Dokumentarfilm an der ZHdK bis zur Künstlichen Intelligenz an der ETH. Ein Erfahrungsbericht über Lernen, das inspiriert und Spuren hinterlässt.

Alisa Druz, G5g Die «Zukunftsklasse» am Freien Gymnasium Zürich gibt es seit etwa einem Jahr. Doch was steckt dahinter? Die

Idee: Schülerinnen und Schüler sollen die Arbeits- und Forschungswelt hautnah erleben. Dazu bietet die «Zukunftsklasse»

Editorial

Unsere Gegenwart: vielstimmig, kritisch und persönlich



In der aktuellen Ausgabe unserer Schulzeitung ist klar spürbar, wie wach, reflektiert und vielfältig die Jugendlichen ihre Gegenwart wahrnehmen. Die Texte, die im Rahmen von Maturaarbeiten, Sozialwochen, Modulen der «Zukunftsklasse» und persönlichen Essays entstanden sind, zeigen

nicht nur eine bemerkenswerte thematische Breite, sondern auch eine tiefe Ernsthaftigkeit in der Auseinandersetzung mit unserer Welt – mit ihren Widersprüchen, Herausforderungen und Chancen. Ein roter Faden zieht sich dabei durch viele Beiträge: das Interesse am Menschen – an jenen, die oft vergessen gehen, wie Obdachlose, Suchtbetroffene oder einsame Pflegeheimbewohnerinnen, aber auch an sich selbst, an der eigenen Rolle im digitalen Zeitalter, im Konsum oder in unserem Bildungssystem. Manche Berichte

führen mitten in die Institutionen unserer Gesellschaft – in Spitäler, Architektur- oder Forschungsbüros –, andere wenden den Blick nach innen: auf eigene Krisen, Rückschläge oder auf die Frage, was Hoffnung bedeutet, wenn es um nichts Geringeres geht als die Rettung des Planeten.

Kritisch hinterfragt wird auch der Alltag unserer Generation: Wie beeinflussen uns Influencer? Welche Verantwortung tragen wir als Konsumierende? Wie verändert Künstliche Intelligenz unser Lernen und Denken? Viele Texte stellen nicht nur kluge Diagnosen, sondern entwerfen auch Perspektiven – sie geben Anlass zum Weiterdenken.

Diese Ausgabe zeigt eine Schülerschaft, die nicht abschreibt, sondern hinschaut. Die schreibt, weil sie etwas zu sagen hat. Und die sich dabei mutig und vielstimmig Gehör verschafft.

Christian Knipfer

Die Module «Computer Architecture» und «Machine Learning» verliefen anders, aber nicht weniger interessant. Einige von uns meldeten sich für beide an, weshalb sie schliesslich zusammengelegt wurden.

Im Modul «Machine Learning» besuchten wir zwei Vorlesungen an der ETH und experimentierten selbst mit neuronalen Netzwerken. Der Stoff war anspruchsvoll, aber die Hauptideen liessen sich auch ohne tiefere Kenntnisse, etwa in linearer Algebra, gut nachvollziehen.

«Computer Architecture» lief ganz anders ab. Zunächst teilten wir uns in Gruppen auf, um Präsentationen über verschiedene Computerkomponenten vorzubereiten. Unser Betreuer zeigte uns dabei viele Präsentationstechniken, die auch für Schulfvorträge nützlich sind. Am Ende präsentierten wir unsere Ergebnisse dem Rektor. Ziel war es, einen Computer für die Schule zu bauen, den Schülerinnen und Schüler

später nutzen können. Der Zusammenbau steht noch aus, und wir freuen uns darauf. Solch ein Projekt ist nicht nur spannend, sondern verlangt auch einen verantwortungsvollen Umgang mit Kosten – eine Erfahrung, die ich wohl nie wieder machen werde. Gerade deshalb schätze ich dieses Modul besonders.

Die ZHdK zeigte mir, wie es ist, Film zu studieren, während die ETH die Welt der Informatik offenbarte.

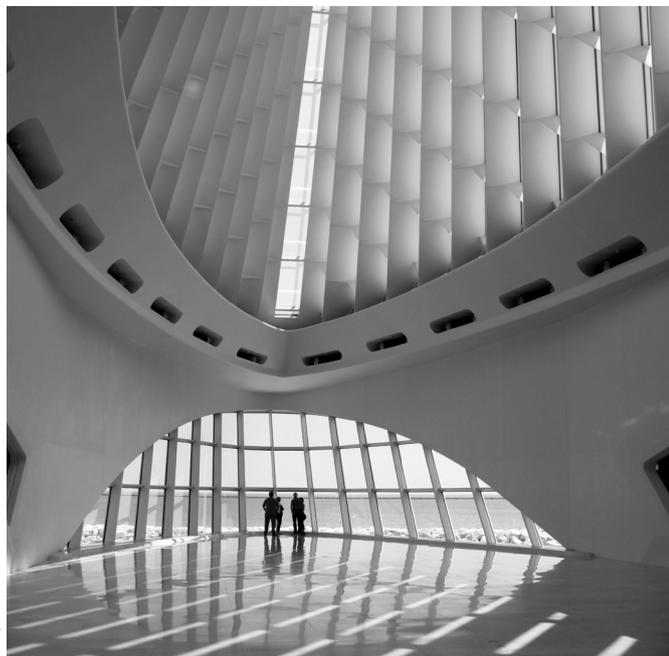
Ich bin ohne grosse Erwartungen gestartet und mit viel Wissen, neuen Erfahrungen und wachsendem Interesse herausgegangen. Deshalb kann ich die «Zukunftsklasse» nur empfehlen. Zum

Beispiel hatte ich zuvor kein Interesse an Machine Learning. Im Modul stellte ich fest, dass meine Vorstellung davon völlig falsch war – und dass das Thema mich tatsächlich begeistert.

Die «Zukunftsklasse» hat mir auch Einblicke in das Leben von Studentinnen und Studenten gegeben. Die ZHdK zeigte mir, wie es ist, Film zu studieren, während die ETH die Welt der Informatik offenbarte. Obwohl ich wahrscheinlich weder das eine noch das andere studieren werde, habe ich viel aus diesen Welten mitgenommen, interessante Menschen kennengelernt und wertvolle Erfahrungen gesammelt. Die «Zukunftsklasse» ist ein gelungenes Projekt – nicht nur, weil wir viel Neues dabei lernen, sondern auch, weil wir das Gelernte in die Schule zurücktragen und die Erlebnisse uns ein Leben lang begleiten. ■

ARCHITEKTUR ZUM ANFASSEN

Unsere Schule hat mit dem neuen Konzept der «Zukunftsklasse» eine wertvolle Möglichkeit geschaffen, den schulischen Rahmen zu verlassen und die Arbeitswelt kennenzulernen. Im Rahmen dieses Projekts absolvierte Elin Studerus ein zweiwöchiges Praktikum beim Zürcher Architekturbüro *Fischer Architekten*. Diese Erfahrung regte sie zum Nachdenken über Schule, Lernen und die Unterschiede zwischen Theorie und Praxis an.



Elin Studerus, G5h Unser Schulalltag ist stark von Theorie geprägt. Wir lernen (auswendig), analysieren, rechnen, interpretieren. Es geht darum, Zusammenhänge zu verstehen, Denkstrukturen zu trainieren und Wissen zu erwerben, das später im Studium benötigt wird. Diese Grundlagen sind wichtig, bleiben aber oft abstrakt. Besonders in der Oberstufe entsteht schnell der Eindruck, dass gute Noten und Faktenwissen das Einzige sind, was zählt.

Bei Fischer Architekten erlebte ich, wie Architektur im Berufsalltag aussieht.

Im Gegensatz dazu stand meine Erfahrung im Praktikum. Bei *Fischer Architekten* erlebte ich, wie Architektur im Berufsalltag aussieht. Fachwissen spielt auch hier eine Rolle, aber im Mittelpunkt standen Kreativität, Teamkommunikation, ästhetisches

Empfinden, der Umgang mit Bauherren und die Fähigkeit, flexibel auf kurzfristige Änderungen zu reagieren. Der Büroalltag war lebendig, abwechslungsreich und oft intuitiver, als ich es mir vorgestellt hatte.

Ein Vergleich mit einem Vorlesungsbesuch an der ETH Zürich war besonders interessant. Wir besuchten eine Einführungsvorlesung im ersten Semester des Architekturstudiums zum Thema Stabilität von Bauwerken, die viele theoretische Ansätze, Modelle und Formeln behandelte. Ich war überrascht, wie wenig davon später im Büroalltag sichtbar war, zumindest auf den ersten Blick. Diese Grundlagen bilden zwar das Fundament, treten aber in der täglichen Arbeit in den Hintergrund. Diese direkte Konfrontation zeigte mir, wie unterschiedlich sich ein Beruf anfühlen kann, je nachdem, ob man ihn im Hörsaal oder im Arbeitsalltag erlebt. Solche Praktika sind sehr wertvoll, da sie helfen, ein realistisches Bild von verschiedenen Berufen zu bekommen. Oft ist es

schwierig, nur anhand des Schulstoffs oder eines Flyers für einen Studiengang herauszufinden, ob ein Fach oder ein Berufsfeld zu einem passt. Es kann sein, dass einem die Theorie im Unterricht gefällt, man aber später feststellt, dass einen der praktische Alltag im entsprechenden Beruf weniger liegt oder umgekehrt. Ohne eigene Erfahrungen bleibt vieles unklar.

Ich bin dankbar, dass unsere Schule uns mit der «Zukunftsklasse» diese Möglichkeit bietet, gerade jetzt, wo viele vor der Entscheidung über ein Studium oder eine Ausbildung stehen. Vielleicht lässt sich dieses Konzept sogar noch weiter ausbauen: zu einem eigenen Fach, das regelmässig solche Einblicke bietet, begleitet von gezielter Reflexion, Gesprächen mit Berufstätigen oder kurzen «Schnuppermodulen» in verschiedenen Bereichen. Je mehr wir über die Welt ausserhalb des Klassenzimmers erfahren, desto bewusster und informierter können wir unsere Zukunft gestalten. ■

EIN BLICK HINTER DIE KULISSEN DES UNISPITALS ZÜRICH

Drei Wochen lang erhielt eine Schülerin aus der 5. Klasse im Rahmen der «Zukunftsklasse» Einblick in den Alltag am Universitätsspital Zürich – zwischen Reagenzgläsern im Forschungslabor und lebenswichtigen Entscheidungen auf der Intensivstation. Die Erfahrungen zeigten ihr eindrücklich, wie anders Lernen ausserhalb des Klassenzimmers aussehen kann – konkret, berührend und voller Verantwortung.

Myra Denneborg, G5h Was will ich einmal werden? Diese Frage begleitet mich schon, seit ich denken kann. Früher wechselten die Berufswünsche beinahe im Wochentakt: Mal war es Bauarbeiterin, dann Sängerin, später Gärtnerin oder Anwältin und natürlich irgendwann auch Ärztin. Heute, da das Ende meiner Schulzeit in Sicht ist, wird die Frage plötzlich konkreter und drängender. Was will ich wirklich tun?

Um dieser Frage ein Stück näher zu kommen, durfte ich im Rahmen der «Zukunftsklasse» des FGZ drei Wochen am Universitätsspital Zürich (USZ) verbringen und bekam dort die einmalige Gelegenheit, sowohl den ärztlichen Alltag auf der Intensivstation als auch die biomedizinische Forschung im Labor kennenzulernen.

Im Alltag des Freien Gymnasiums Zürich geht es um Vokabeln, Matheformeln und literarische Interpretationen – all das hat seine Berechtigung. Doch plötzlich befand ich mich in einem Umfeld, in dem es nicht mehr um Noten, sondern um Leben und Tod ging. Entscheidungen müssen dort nicht nur richtig, sondern auch schnell getroffen werden. Und was in unseren Biologiebüchern kompliziert klingt, hat hier direkte Auswirkungen auf Menschenleben.

Im Labor wurde ich in ein unglaublich herzliches Team aufgenommen, das sich mit der Sepsis-Forschung beschäftigte, also mit



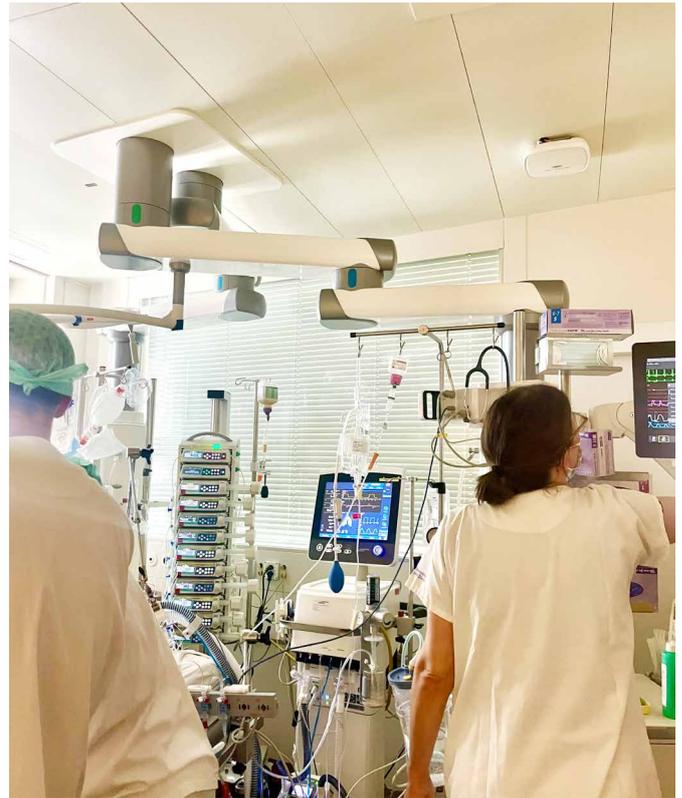
Blutvergiftung. In dieser Zeit lernte ich nicht nur wissenschaftliches Arbeiten mit Mikropipetten, Zellkulturen, Mikroskopen und Inkubatoren kennen, sondern auch die Bedeutung der medizinischen Forschung. Ohne sie gäbe es keine Fortschritte, keine neuen Therapien und keine Heilung.

Doch plötzlich befand ich mich in einem Umfeld, in dem es nicht mehr um Noten, sondern um Leben und Tod ging.

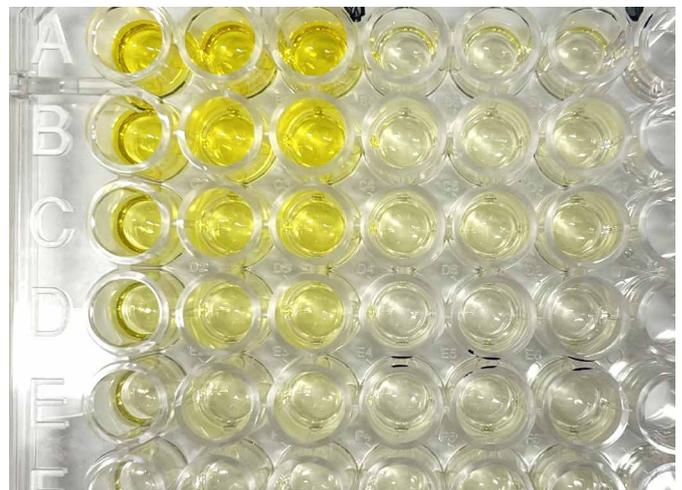
Ich war begeistert vom präzisen Arbeiten im Labor, vom konzentrierten, ruhigen Forschen, aber auch davon, wie wichtig Teamarbeit in der Forschung ist.

Der bewegendste Teil meines Aufenthalts war jedoch die Zeit auf der Intensivstation – begleitet von morgendlichen Rundgängen, Einblicken in die Trauma-, Verbrennungs- und Transplantationsstation, Nachtschichten und vielem mehr. Als ich zum ersten Mal in der weissen USZ-Uniform im Flur stand, war ich keine Patientin, keine Besucherin und auch keine Ärztin, sondern eine Gymnasiastin, die einen Blick hinter die Kulissen werfen durfte. Auf der Intensivstation surren Maschinen, Monitore piepen, und Schläuche verlaufen in alle Richtungen. Ich durfte Ärztinnen und Ärzte in ihrem Alltag begleiten und miterleben, wie Patientinnen und Patienten versorgt und medizinisch behandelt werden. Aber ich habe auch Leid und Schmerz miterlebt – Verzweiflung, Tränen, aber auch Hoffnung.

Diese drei Wochen am USZ haben mir zwar nicht die endgültige Antwort auf die Frage gegeben, was ich einmal werden will, aber sie haben mir etwas viel Wichtigeres gezeigt: wie bedeutend solche Strukturen für unsere Gesellschaft sind. Hinter all den Geräten und weissen Kitteln steckt vor allem eines: Menschlichkeit. Ich bin sehr dankbar für die Erfahrungen, die ich sammeln konnte – und dafür, entscheiden und ausprobieren zu dürfen, was ich einmal machen möchte. Denn das ist nicht selbstverständlich. ■



Eindrücke aus dem USZ



(Fotos: Myra Denneborg)



Alina Rubli, G4e: Bildüberlagerungen nach digitaler Komposition, Mischtechnik.

GEMEINSAM EINSAM? – WAS PFLEGE WIRKLICH BEDEUTET

Einsamkeit trotz Gemeinschaft – das erlebte Nele Rischmann während ihrer Sozialwoche im Pflegeheim Zumipark. In ihrer Reportage zeigt sie, wie viel Kraft in Zuhören, kleinen Gesten und der sogenannten Aktivierung steckt – und was wir von älteren Menschen über Würde, Nähe und Menschlichkeit lernen können.

Nele Rischmann, G5h «Gemeinsam einsam!» Zwei Wörter, die auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen und doch den Alltag vieler älterer Menschen in Pflegeheimen treffend beschreiben. Sie leben unter einem Dach, umgeben von anderen, und dennoch bleibt oft eine tiefe Einsamkeit bestehen. Angehörige kommen selten, Gespräche sind flüchtig, und der Alltag verläuft in starren Bahnen.

Genau deswegen ist die Aktivierung so wichtig. Sie durchbricht die Monotonie, schafft Begegnungen und gibt den Bewohnerinnen und Bewohnern ein Gefühl der Zugehörigkeit. Eine Woche lang durfte ich im Pflegeheim Zumipark erleben, wie die Aktivierung die Lebensweise der Gäste verändert und wie viel mehr dahintersteckt als nur ein blosser Zeitvertreib.



Viele denken bei Aktivierung zunächst an harmlose Spiele und Bastelrunden, eine blosse Unterhaltung für ältere Menschen. Doch in Wirklichkeit ist sie ein essenzieller Bestandteil der Pflege. Sie hilft, sowohl körperliche als auch geistige Fähigkeiten so lange wie möglich zu erhalten, fördert soziale Kontakte und gibt den Bewohnern das Gefühl, Teil einer Gemeinschaft zu sein. Sie wird in Pflegeheimen, Tagesstätten und auch im privaten Umfeld eingesetzt und kommt in vielen Formen vor: Gespräche, Musik, Bewegung oder sonstige kreative Tätigkeiten.

**«Kommen Sie mich morgen wieder besuchen?»
Da wurde mir bewusst, wie selten es für ihn wohl war, dass jemand sich die Zeit für ihn nimmt, um ihm wirklich zuzuhören.**

Auch im Zumipark wurde mir schnell klar, dass die Aktivierung eine grosse Rolle spielt. Besonders bei den Zimmerbesuchen am Vormittag fiel mir auf, wie sehr die Menschen das Gespräch, ja sogar einfach nur den menschlichen Kontakt suchten. Ein

älterer Herr beispielsweise, der seit ein paar Monaten im Heim lebte, winkte mich gleich am ersten Tag zu sich. «Setzen Sie sich», sagte er bestimmt und begann sofort, mir seine ganze Lebensgeschichte zu erzählen. Von seiner Jugend, seiner Zeit als Handwerker und von seiner Frau, die leider vor Jahren verstorben ist. In seinen Augen konnte man förmlich die Freude sehen, die er beim Erzählen empfand. Ich hörte zu, nickte und lachte an den richtigen Stellen, und als ich nach einer halben Stunde aufstand, um zum nächsten Bewohner zu gehen, fragte er mich zögerlich: «Kommen Sie mich morgen wieder besuchen?» Da wurde mir bewusst, wie selten es für ihn wohl war, dass jemand sich die Zeit für ihn nimmt, um ihm wirklich zuzuhören. Die Aktivierung gibt somit den Gästen die Chance, ihnen eine Stimme zu verleihen und ihr Bedürfnis nach Austausch zu erfüllen. Schon die einfache Geste des Zuhörens war für den älteren Herrn eine Quelle der Freude und Zufriedenheit.

Doch nicht jeder liess sich so einfach auf die Aktivitäten ein. Herr L., ein Mann Mitte 80 mit Parkinson, zog sich stets zurück. Während andere beim Gedächtnistraining lachten oder beim Singen die Stimmen erhoben, sass er immer mit verschränkten Armen alleine im Speisesaal und schaute nur zu. Als ich einmal fragte, ob er mitmachen wolle, antwortete er mir, er sei nicht mehr der Gleiche, der er einmal war. Meine Betreuerin erzählte mir später, dass es nicht Desinteresse war, sondern Scham. Herr L. fühlte sich wegen seiner körperlichen Einschränkung unwohl

und isolierte sich deswegen. Durch seine Scham schien er sich immer weiter in sich selbst zurückzuziehen, und das schmerzte mich am meisten.

Ganz anders war es bei einem 87-jährigen Mann, den ich betreute und der an fortgeschrittener Demenz litt. Auch er war von seinen Einschränkungen betroffen, doch die Aktivierung half ihm, in seiner eigenen Welt Halt und Routine zu finden. Jeden Tag aufs Neue erzählte er mir, dass er Bauer gewesen sei. Eine Aussage, die er mit fester Überzeugung wiederholte, als wäre es das erste Mal. Unsere Gespräche schienen sich immer im Kreis zu drehen, wie ein Goldfisch, der ständig die gleiche Bahn zieht. Doch was für mich eine blosser Wiederholung war, war für ihn immer wieder ein lebendiger Moment voller Begeisterung. Und genau das gab ihm die Sicherheit, die er so dringend brauchte. Mir wurde klar, dass es nicht darum ging, einen neuen Weg zu beschreiten, sondern ihm auf seinem vertrauten Pfad zu folgen, der ihm Geborgenheit und Freude schenkte.

Schliesslich lässt sich sagen, dass meine Begegnungen im Zumi-park mich nicht nur berührt haben, sondern mir auch viel über

das Leben und die Menschen gelehrt haben. Ich ging dorthin, um den älteren Menschen etwas zu geben, doch am Ende waren sie es, die mir wertvolle Erkenntnisse schenkten. Der ältere Mann, der mir mit leuchtenden Augen aus seinem Leben erzählte, zeigte mir, wie viel Freude und Wertschätzung in einfachen Gesten wie dem Zuhören steckt. Herr L. hat mir bewusst gemacht, wie wichtig es ist, sich nicht von der Gemeinschaft zurückzuziehen, besonders nicht aus Scham, denn die Isolation führt oft zu einer ungewollten Einsamkeit, mit der keiner altern möchte. Letztlich hat mich der demenzkranke Herr gelehrt, dass nicht immer der Fortschritt das Ziel sein muss. Manchmal genügt es schon, einen Moment immer wieder zu erleben, wenn er einem Wohlbefinden gibt.

Diese Erlebnisse haben mir offenbart, dass «gemeinsam einsam», wie beispielsweise Herr L. es erlebt, nicht die einzige Realität sein muss. Denn die Aktivierung gibt den Bewohnern durch kleine Gesten die Möglichkeit, Momente des Zusammenhalts zu erfahren. Bedeutend dabei ist es, mitzunehmen, dass es nicht immer um die aktive Teilnahme geht, sondern es manchmal schon ausreicht, zuzusehen, zuzuhören, einfach dabei zu sein. ■

BEGEGNUNGEN AM RAND DER GESELLSCHAFT

Während seiner Sozialwoche im Zürcher Chrischtehüsli erlebt ein Fünftklässler bewegende Schicksale, ehrliche Gespräche und erschütternde Einblicke in das Leben von Menschen auf der Strasse – eine Erfahrung, die bleibt und Perspektiven verändert.

Filippo Cerliani, G5h Vor zwei Wochen, an einem Mittwoch, begegnete ich einem Mann mittleren Alters namens Dani. Seit seiner Jugend leidet er unter chronischen Rückenschmerzen, die sein Leben erheblich beeinträchtigen. Anfangs konnte er weder denken, sprechen noch sich bewegen, ohne von heftigen Schmerzen geplagt zu werden. Um diese Qualen zu lindern, verschrieb ihm sein Arzt Schmerzmittel. Doch mit der Zeit und der positiven Wirkung der Medikamente entwickelte Dani eine Abhängigkeit. Nach einigen Monaten sehnte er sich nach stärkeren Medikamenten und Drogen, in der Hoffnung, dass diese seine Schmerzen endgültig beseitigen würden. Dani stammt aus einer wohlhabenden Familie und hatte daher leichten Zugang zu Drogen. Sein Konsum führte ihn in eine düstere Abwärtsspirale, und für eine kurze Zeit war er sogar obdachlos. Die Organisation Chrischtehüsli und Danis starker christlicher Glaube halfen ihm, Hilfe zu suchen und sich aus der Drogenabhängigkeit zu befreien. Heute, viele Jahre später, verbringt Dani seine Tage im Gemeinschaftsraum des Chrischtehüsli, wo er sich mit den Mitarbeitern und Besuchern unterhält und Tee trinkt. Er leidet immer noch unter Rückenschmerzen und nimmt entsprechende Medikamente dagegen.

Diese und viele andere Geschichten hörte ich während meiner Sozialwoche im Chrischtehüsli im Kreis 4. Die durch Spenden und die Kirche finanzierte Organisation ist eine Anlauf- und Beratungsstelle neben dem Bezirksgebäude, bei der arme oder drogenabhängige Menschen vorbeikommen können, um Hilfe zu

erhalten oder etwas Warmes zu essen. Das Chrischtehüsli bietet Unterstützung bei der Arbeitssuche, verschiedene Deutschkurse, einen Coiffeur, Ladestationen für Handys und vieles mehr. Jeden Dienstag und Donnerstag wird ein grosses, kostenloses Mittagessen zubereitet und verteilt. Die Mitarbeiter des Chrischtehüsli verbringen ihren Tag entweder im «Chai» (Gemeinschaftsraum) oder auf der Strasse. Bei der Gassenarbeit, wo ich die meiste

Es hinterliess einen tiefen Eindruck, mit diesen Menschen zu sprechen und ihre Lebensgeschichten zu hören.

Zeit verbracht habe, gehen immer Teams von zwei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit Sandwiches, Lebensmitteln oder Essensresten vom vorbereiteten Mittagessen zu verschiedenen bekannten Orten wie der Bäckerei, der Langstrasse und dem Arud Zentrum für Suchtmedizin, wo sich viele Drogenabhängige oder Obdachlose aufhalten, und verteilen dort das Essen und unterhalten sich mit den Leuten. Je nachdem, mit wem ich unterwegs war, sprachen wir mit verschiedenen Menschen über unterschiedliche Themen. Dagmar, eine Freiwillige mit einer



Leidenschaft für Mode, unterhielt sich mit den Frauen auf der Strasse über ihre Haarverlängerungen, während Stefan, der sich mehr für Religion interessierte, mit den Menschen über den christlichen Glauben sprach.

Es hinterliess einen tiefen Eindruck, mit diesen Menschen zu sprechen und ihre Lebensgeschichten zu hören. Fast alle, mit denen wir sprachen, waren sehr höflich und gesellig, siezten uns und fragten nach unserer Meinung zu verschiedenen Themen. Eine Geschichte, die mir besonders im Gedächtnis geblieben ist, ist die einer drogenabhängigen iranischen Teenagerin. Sie erzählte uns, dass sie mit ihrer besten Freundin aus dem Iran geflohen war. In der Schweiz kam sie mit Drogen in Kontakt und wurde abhängig. Sie berichtete, wie sie miterleben musste, wie ihre beste Freundin vor ihren Augen an einer Überdosis starb. Sie sagte uns, dass es unglaublich schwer sei, mit den Drogen aufzuhören.

Ich erfuhr auch, wie problematisch die Suchtpolitik in der Schweiz ist. Obwohl wir ein sehr reiches Land sind, besteht unsere Politik gegenüber Drogenabhängigen darin, ihnen beim Ausstieg eine kleinere Dosis der Droge zu geben, die mit der Zeit reduziert wird, bis der oder die Drogenabhängige keine Drogen mehr nimmt und keine Entzugserscheinungen mehr spürt. Diese kleinere Dosis der Droge (in den meisten Fällen Methadon) ist jedoch überall erhältlich, was dazu führt, dass Menschen zu viel davon nehmen oder sie mit Gewinn weiterverkaufen. Die Drogenabhängigkeit wird dadurch nicht beseitigt, sondern verstärkt. Die Drogenabhängigen und Obdachlosen haben auch eine Betreuerin oder einen Betreuer, die bzw. der ihnen vom Sozialamt zugewiesen wird, das ihnen eine kleine Wohnung und eine Arbeit mit niedrigem Lohn vermittelt. Angela, eine Betreuerin im Chrischtehüsli, erzählte mir jedoch, dass viele Betreuende sich kaum um ihre Klienten kümmern, was dazu führt, dass diese dann in die Drogensucht oder Prostitution abrutschen, weil ihnen eine verlässliche Betreuung fehlt.

Mit meiner Zeit im Chrischtehüsli bin ich sehr zufrieden. Die Arbeit war hart, aber ich habe unglaublich viel gelernt, mehr, als ich in Worte fassen kann.

Auf der Strasse habe ich viel gelernt, vor allem wie sich Obdachlose, Prostituierte und Drogenabhängige fühlen, wie einsam sie sind, wie gerne sie mit uns reden, wie höflich sie zu uns sind und wie schwierig ihr Leben wirklich ist. Ich habe auch ganz besondere Erfahrungen gemacht: Ich habe mit einigen betrunkenen und psychisch kranken Menschen gesprochen, die glaubten, sie könnten fliegen und mit Geistern sprechen. Ein Tscheche namens Albert behauptete sogar, er könne Engel und Dämonen sehen. Diese Begegnungen waren ein wenig erschreckend, aber auch wichtig und beeindruckend, um das Leben verschiedener Menschen auf der Strasse in Zürich zu verstehen. Leider gab es auch Menschen, die mir und meinen Kollegen Lügen erzählten, um ihre Lebensgeschichte zu dramatisieren oder ihre Entscheidungen zu rechtfertigen. Am Ende des Tages war ich immer mental erschöpft und ging direkt ins Bett.

Mit meiner Zeit im Chrischtehüsli bin ich sehr zufrieden. Die Arbeit war hart, aber ich habe unglaublich viel gelernt, mehr, als ich in Worte fassen kann. Ich möchte noch einmal dem Chrischtehüsli und seinen Mitarbeitern danken, dass sie so vielen armen Menschen aus ihrer schwierigen Situation helfen. Sie bekommen dafür sehr wenig Geld. ■

TRAUMBERUF INFLUENCER? WARUM JUGENDLICHE DAVON TRÄUMEN

Eine Maturaarbeit untersucht, warum der Influencer-Beruf für viele junge Menschen so erstrebenswert ist und welche Herausforderungen er birgt. In den letzten Jahren hat er stark an Bedeutung gewonnen und gilt vor allem bei Jugendlichen als attraktive Karriereoption: Mit Bildern, Videos und persönlichen Geschichten Geld verdienen, gesponserte Reisen machen und mit bekannten Marken zusammenarbeiten – das klingt verlockend. Doch hinter der Fassade stecken oft viel Arbeit und Unsicherheit. Ein Einblick in eine Welt, in der Überfluss und Verschwendung Hand in Hand gehen.

Angelina Rickenbach, G6e Influencer geniessen grosse kreative Freiheit und können ihre Inhalte individuell gestalten. Sie sind unabhängig von festen Arbeitszeiten und können eine eigene Marke aufbauen. Zudem bietet der Beruf finanzielle Chancen: Durch Kooperationen, Werbeeinnahmen und gesponserte Produkte lässt sich bei grossem Erfolg ein beachtliches Einkommen erzielen. Gleichzeitig können Influencer Trends setzen und gesellschaftliche Themen wie Nachhaltigkeit oder psychische Gesundheit in den Fokus rücken.

Doch der Alltag ist geprägt von permanenter Selbstvermarktung und hohem Leistungsdruck. Regelmässiger Content ist das A und O, um relevant zu bleiben, was oft dazu führt, dass private und berufliche Grenzen verschwimmen. Der Druck, immer online zu sein und perfekt auszusehen, kann psychisch belasten. Hinzu kommt die ständige Abhängigkeit von Followerzahlen und Klicks, die Stress erzeugt. Viele Influencer kämpfen mit Selbstzweifeln und der Angst, nicht mehr relevant zu sein. Um für ihre Community und Marken interessant zu bleiben, sind viele gezwungen, ihr Privatleben öffentlich zu machen und damit Risiken einzugehen, was langfristig zu emotionaler Erschöpfung führen kann.

Ein weiteres Problem ist die finanzielle Unsicherheit. Nur ein kleiner Teil der Influencer kann langfristig von diesem Beruf leben. Die meisten sind auf kurzfristige Kooperationen angewiesen, und die Einnahmen schwanken stark. Der Konkurrenzdruck ist enorm, da täglich neue Influencer hinzukommen. Wer in der Branche erfolgreich sein will, muss sich nicht nur kreativ von anderen abheben, sondern auch strategisch vorgehen und einen Platz in diesem überfüllten Markt finden. Zudem ändern Plattformen wie Instagram oder TikTok ihre Algorithmen ständig, wodurch es für viele schwieriger wird, ihre Reichweite zu halten oder zu steigern. Wer nicht regelmässig hochwertigen Content liefert, kann schnell an Bedeutung verlieren.

Meine Motivation entstand durch meine eigene Nutzung von Social Media. Ich folge Influencern auf zahlreichen Plattformen und lasse mich von ihren Beiträgen inspirieren, vielleicht sogar

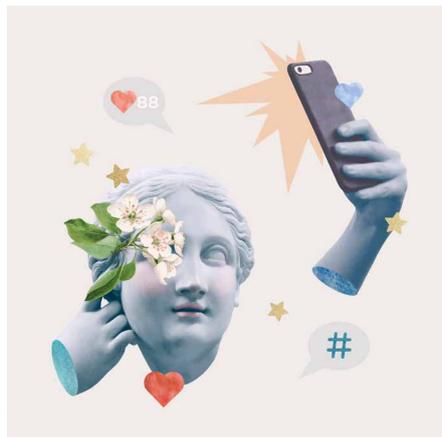
Täglich sehe ich, wie sie ihr scheinbar perfektes Leben präsentieren, und ich wollte wissen, wie viel Wahrheit hinter diesen Bildern steckt.

beeinflussen. Täglich sehe ich, wie sie ihr scheinbar perfektes Leben präsentieren, und ich wollte wissen, wie viel Wahrheit hinter diesen Bildern steckt. Während meiner Recherche wurde mir bewusst, dass Erfolg oft mit harter Arbeit und grossen Schwierigkeiten verbunden ist. Besonders spannend war der Austausch mit Influencern und Expertinnen, unter anderem mit der Schweizer Modeinfluencerin Sandra Bauknecht, die mir Einblicke in die Realität dieses Jobs gab.

Meine Umfrage unter Teilnehmern verschiedener Altersgruppen bestätigt, dass vor allem junge Menschen Influencer als Vorbilder sehen und sich von ihnen inspirieren lassen. Ältere Generationen hingegen sind oft skeptischer und empfinden den Beruf als unsicher oder oberflächlich. Diese unterschiedlichen Sichtweisen zeigen, wie sehr sich die Wahrnehmung von Social Media und digitalen Karrieren

verändert hat. Während Influencer von jüngeren Generationen oft als ernstzunehmende Unternehmer angesehen werden, sehen viele Ältere sie eher als eine «Modeerscheinung» ohne langfristige Perspektive.

Trotz der Herausforderungen bleibt Influencer für viele ein Traum, der sich mit viel Disziplin, Kreativität und strategischem Denken verwirklichen lässt. Doch Erfolg ist keineswegs garantiert und erfordert ein hohes Mass an Belastbarkeit sowie die Bereitschaft, sich ständig weiterzuentwickeln. Wer es schafft, eine authentische Verbindung zu seiner Community aufzubauen und sich langfristig zu positionieren, kann von diesem Beruf profitieren – doch der Weg dorthin ist alles andere als einfach. ■



FLEISSFRAGE: WER ARBEITET IN DER SCHULE WIRKLICH HÄRTER – MÄDCHEN ODER JUNGS?

Sind Mädchen tatsächlich fleissiger als Jungs – oder ist das nur ein hartnäckiges Vorurteil? Dieser Essay geht der oft gehörten Behauptung auf den Grund, beleuchtet schulische Leistungen, Rollenbilder und unterschiedliche Stärken – und fragt, ob unser Bildungssystem beiden Geschlechtern wirklich gerecht wird.

Silvia Röösl, G3f «Mädchen sind fleissiger als Jungs», sagte kürzlich eine Lehrerin. Doch wie kommt man zu dieser Behauptung und ist sie gerechtfertigt? Ein Blick ins Klassenzimmer zeigt, dass Jungs eher dazu neigen, sich gegenseitig abzulenken oder den Unterricht zu stören. Daraus schliesst man, dass Mädchen konzentrierter arbeiten und bessere schulische Leistungen erbringen. Viele Statistiken bestätigen dies, indem sie zeigen, dass Mädchen bessere Noten haben.

Gesellschaftliche Erwartungen könnten eine Rolle spielen. Mädchen werden möglicherweise stärker dazu ermutigt, sich anzustrengen und diszipliniert zu sein. Unkonzentriertes Verhalten bei Mädchen fällt schneller auf, während man es bei Jungs eher erwartet. Aus meiner Erfahrung wird man als Mädchen schneller auf «untypisches» Benehmen angesprochen. – Natürlich lassen sich solche Beobachtungen nicht auf alle Mädchen oder Jungs übertragen. Es gibt sowohl sehr konzentriert arbeitende Jungs als auch Mädchen, die sich leicht ablenken lassen. Dennoch zeigen sich bestimmte Tendenzen, die zum Nachdenken über Rollenbilder und Erwartungen anregen.

Ein weiterer Vorteil für Mädchen könnte sein, dass sie früher in die Pubertät kommen und daher sozial reifer sind. Sie denken eher wie Erwachsene und verhalten sich weniger kindisch. Raufen oder Prügeln ist bei Mädchen weniger verbreitet als bei Jungs. Mädchen können sich besser organisieren und lassen sich weniger ablenken. Ein gutes Beispiel bin ich und mein Bruder. Während ich stets weiss, welche Prüfungen anstehen und meine Schulbücher nicht vergesse, muss mein Bruder öfter daran erinnert werden, seine Hausaufgaben zu erledigen oder die Schulmaterialien bereitzulegen.

Unkonzentriertes Verhalten bei Mädchen fällt schneller auf, während man es bei Jungs eher erwartet.

Man muss jedoch bedenken, dass Jungs vielleicht andere Stärken haben, die nicht direkt in schulischen Leistungen sichtbar werden, wie etwa Kreativität oder handwerkliches Geschick. Aufgaben, bei denen man körperliche Kraft anwenden muss, sind bei Jungs beliebter. Jungs haben grundsätzlich mehr Energie als Mädchen und sind froh, sie abzubauen zu können.



freepik.com

Ein gutes Beispiel ist der Sportunterricht. Während unsere Sportlehrerin sich oft über den Mangel an Motivation bei den Mädchen beklagt, sieht es beim Jungensport ganz anders aus. Bälle fliegen herum und jeder ist bereit zu helfen und aufzuräumen, nur um schnell mit dem nächsten Spiel anfangen zu können. Beim Fussball zum Beispiel sind die Jungs wesentlich aktiver und motivierter.

Die Art und Weise, wie Unterricht gestaltet ist, könnte ebenfalls eine Rolle spielen. Mädchen haben weniger den Drang, sich zu bewegen, als Jungs. Das lange Sitzen ist jedoch auch für mich als Mädchen anstrengend, geschweige denn für die Jungs. Zusammenfassend zeigt sich, dass Mädchen in vielen Bereichen als fleissiger wahrgenommen werden, insbesondere durch bessere Noten, soziale Reife und gesellschaftliche Erwartungen. Gleichzeitig wird deutlich, dass Jungs ebenfalls fleissig sein können, jedoch manchmal andere Stärken zeigen, wie Kreativität oder handwerkliches Geschick, die in unserem Schulsystem wenig Bedeutung haben.

«Fleiss» wird oft durch traditionelle schulische Massstäbe bewertet, die eher den Stärken der Mädchen entsprechen. Jungen könnten durch andere Unterrichtsformen wie mehr praktisches Lernen oder bewegungsorientierten Unterricht mit längeren Pausen ebenso ihr Potenzial zeigen. Beide Geschlechter haben unterschiedliche, aber gleichwertige Stärken. Fleiss hängt also weniger vom Geschlecht ab, sondern vielmehr von der individuellen Person und der Gestaltung des Unterrichts. ■

ZWISCHEN KLICK UND KAUF – WENN KONSUM ZUR SUCHT WIRD

Die ständige Verfügbarkeit von Online-Shops, soziale Medien und emotionale Auslöser machen Kaufsucht zu einer unterschätzten Gefahr – besonders für Jugendliche. Eine Maturaarbeit deckt auf, wie digitale Mechanismen und psychologische Muster zwanghaftes Kaufverhalten fördern und was dagegen hilft.

Julia Reimann, G6f Kaufen ist heute jederzeit möglich: Soziale Medien bewerben ständig neue Produkte, Rabattaktionen locken in Läden. Kaufsucht – medizinisch: Oniomanie – wird durch solche Reize zur wachsenden Gefahr. Besonders Jugendliche sind gefährdet, da die digitale Welt Impulskäufe begünstigt. Meine Maturaarbeit beleuchtet, wie psychologische und digitale Faktoren zwanghaftes Kaufverhalten fördern.

Warum kaufen wir mehr, als wir brauchen?

Hinter dieser Frage steckt mehr als Werbung und Konsumdruck. Viele Betroffene greifen zum Einkaufen, um negative Gefühle wie Stress, Einsamkeit oder geringes Selbstwertgefühl zu kompensieren. Dieses Verhalten gleicht einem Teufelskreis, wie man ihn auch bei Alkohol- oder Drogensucht sieht: Der Kauf erzeugt ein kurzes Glücksgefühl, das schnell verblasst. Um das Dopaminsystem weiter zu stimulieren, folgt der nächste Kauf. Schuldgefühle und finanzielle Sorgen verstärken den Drang, erneut zu konsumieren – in der Hoffnung, das Problem so zu lösen.

Online-Shops verschärfen die Lage: Sie sind rund um die Uhr verfügbar, und Angebote wie «Buy now, pay later» trennen den Kauf vom direkten Geldfluss. So verlieren Käufer den Überblick über ihre Ausgaben. Der Kauf selbst wirkt wie eine Belohnung. Das Bestellen und Auspacken neuer, oft unnötiger Produkte löst Freude aus – ähnlich dem Öffnen von Geschenken. Doch diese Befriedigung hält nur kurz, und der Drang nach mehr wächst.

Jugendliche stehen dabei besonders unter Druck. Influencer, Werbung und Gleichaltrige auf Plattformen wie Instagram oder TikTok präsentieren täglich neue Trends. Verkaufstricks wie «Nur noch 2 Stück verfügbar!» oder aggressive Rabatte wie am Black Friday erzeugen künstliche Dringlichkeit. Viele Jugendliche fühlen sich gezwungen, mitzuhalten, um Anerkennung und Zugehörigkeit zu erlangen.

Die ständige Verfügbarkeit von Online-Shops macht den Gang in die Stadt überflüssig. Mit dem Smartphone in der Hosentasche können Jugendliche jederzeit einkaufen – im Unterricht, nachts im Bett. Das erhöht das Risiko, dass sich unbemerkt eine Sucht entwickelt.

Eine von mir durchgeführte Umfrage zeigt: Viele Jugendliche haben ein emotionales Verhältnis zum Einkaufen. Über die Hälfte der Befragten verbindet Konsum mit positiven Gefühlen, fast 50 Prozent kaufen Dinge, die sie nicht brauchen.

Was hilft gegen Kaufsucht?

Ein bewusster Umgang mit Geld und Konsum ist entscheidend. Eltern und Schulen sollten Jugendliche für die Risiken sensibilisieren und ihnen beibringen, Werbung und Kaufimpulse kritisch zu hinterfragen. Medienkompetenz – das Wissen, wie Werbung und Algorithmen funktionieren – hilft, manipulative Verkaufstechniken zu durchschauen und überlegter zu kaufen.



Online-Shops verschärfen die Lage: Sie sind rund um die Uhr verfügbar, und Angebote wie «Buy now, pay later» trennen den Kauf vom direkten Geldfluss.

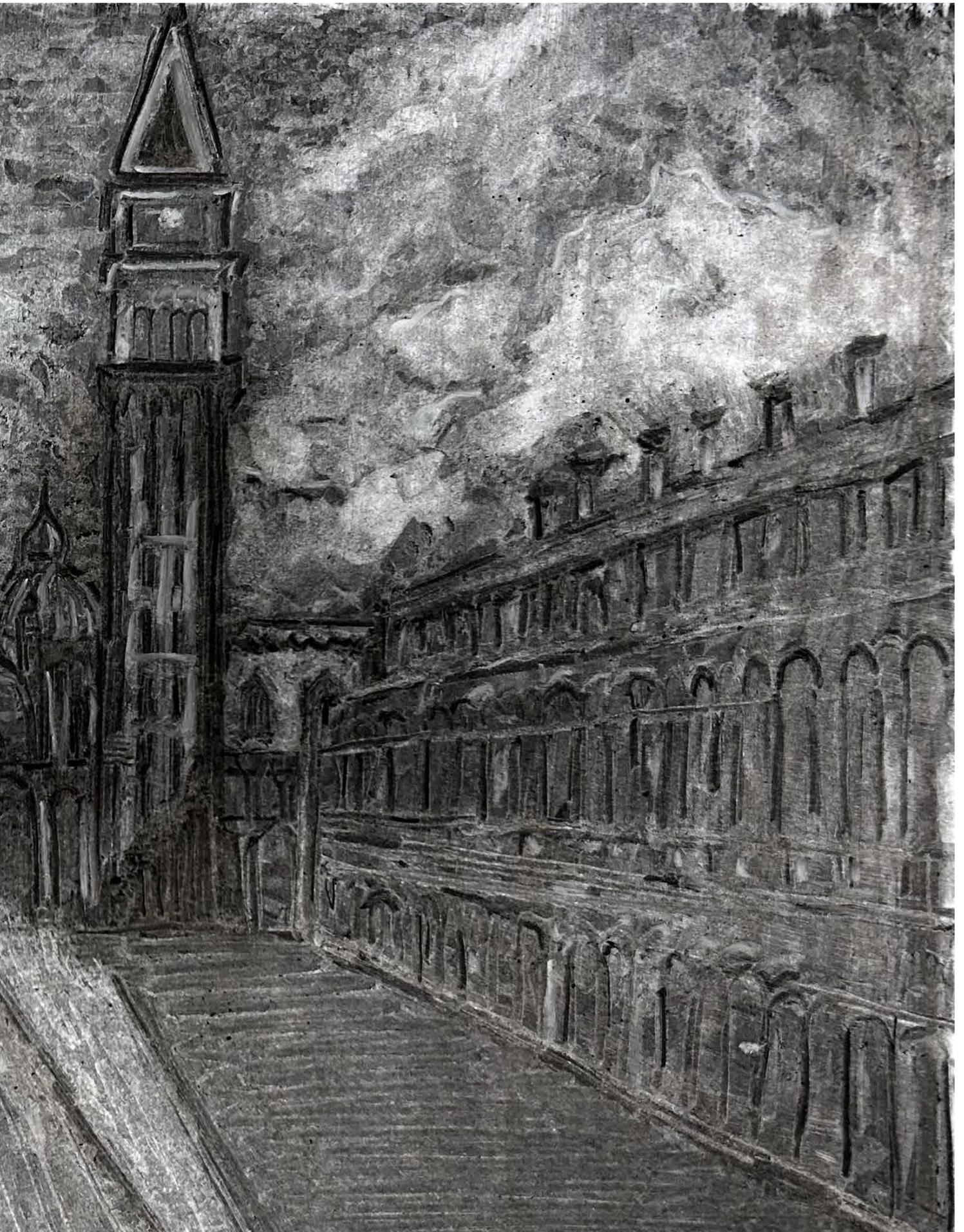
Auch die Reflexion des eigenen Verhaltens ist wichtig. Wer sich fragt, ob ein Produkt wirklich nötig ist oder ob der Kauf nur einer Laune entspringt, kann impulsive Käufe vermeiden. Feste Budgets und eine begrenzte Zeit auf Shopping-Seiten oder in sozialen Medien unterstützen dabei.

Im praktischen Teil meiner Maturaarbeit habe ich eine Broschüre entwickelt, die Eltern, Lehrern und Jugendlichen hilft, Kaufsucht früh zu erkennen und vorzubeugen. Sie enthält Tipps, wie man den Teufelskreis durchbricht.

Die Forschung zeigt: Kaufsucht ist keine Lappalie, sondern eine ernsthafte Verhaltenssucht mit finanziellen und psychischen Folgen. Da die digitale Welt immer neue Versuchungen schafft, wird die Gefahr weiter wachsen. Umso wichtiger ist es, das eigene Konsumverhalten zu hinterfragen – bevor das Shopping zur Falle wird. ■



Rafael Paredes, G4f: «Venedig», Kohlezeichnung.



FAST FASHION, SLOW AWAKENING – WIE JUNGE GENERATIONEN DIE MODE NACHHALTIGER DENKEN

Die Modeindustrie steht unter Druck: Umweltzerstörung, Überkonsum und soziale Missstände fordern ein Umdenken. Eine Maturaarbeit zeigt anhand von Fallstudien und Konsumtrends, wie Marken wie Hugo Boss und On auf Nachhaltigkeit setzen – und warum auch wir als Konsumierende Teil des Wandels sein müssen.



Matilda Apitz, G6h Keine andere Produktkategorie erhält so viel Aufmerksamkeit, mediale Berichterstattung oder sorgt für so viel Gesprächsstoff in Magazinen und sozialen Medien wie die Mode. Das liegt vielleicht daran, dass Mode uns die Möglichkeit gibt, auszudrücken, wer wir sind, während sie uns gleichzeitig mit anderen verbindet und ein Gefühl von Individualität und Zugehörigkeit vermittelt. Mode hat schon immer kulturelle Trends und Konsumgewohnheiten geprägt. Doch seit einiger Zeit steht die Branche vor einer Herausforderung: Der wachsende Druck zur Nachhaltigkeit stellt traditionelle Geschäftsmodelle infrage. Ein steigendes Bewusstsein für Umweltzerstörung und soziale Ungleichheit, verstärkt durch Industrialisierung und soziale Medien, setzt Modemarken zunehmend unter Druck, ihre Produktionsweisen zu überdenken, verantwortungsvoller zu konsumieren und nachhaltiger zu handeln.

In den letzten Jahrzehnten hat sich die sogenannte «Fast Fashion» durchgesetzt. Fast Fashion bezeichnet das Geschäftsmodell grosser Modeketten, die extrem günstige Kleidung in kurzen Zeitabständen auf den Markt bringen. Marken wie H&M oder Zara produzieren bis zu 24 Kollektionen pro Jahr. Die Modeindustrie belastet die Umwelt durch hohen Wasserverbrauch, den Einsatz von Chemikalien und CO₂-Emissionen, fördert menschenunwürdige Arbeitsbedingungen mit Niedriglöhnen und gefährlichen Arbeitsplätzen und treibt eine Wegwerfmentalität voran, bei der Kleidung immer schneller entsorgt wird.

Die Modebranche steht daher zunehmend in der Kritik und wird aufgefordert, Verantwortung zu übernehmen und nachhaltigere Produktionsweisen zu entwickeln.

Nachhaltige Mode beginnt nicht nur bei der Produktion, sondern vor allem bei der Art und Weise, wie wir sie konsumieren und wertschätzen.

Ein weiterer besonders problematischer Aspekt ist der zunehmende Überkonsum, vor allem unter jungen Menschen. Social-Media-Plattformen wie Instagram und TikTok verstärken den Druck, immer den neuesten Trends zu folgen. Ständig wechselnde Trends und die Verfügbarkeit extrem günstiger Kleidung führen dazu, dass immer mehr gekauft, aber auch immer schneller entsorgt wird. Diese Wegwerfmentalität schadet nicht nur der Umwelt, sondern belastet auch finanziell und psychisch.

Viele junge Menschen fühlen sich durch den ständigen Vergleich auf sozialen Medien unter Druck gesetzt. Das Gefühl, nicht «up to date» zu sein, kann das Selbstwertgefühl beeinträchtigen und zu Unsicherheiten führen. Dabei sollte Mode eigentlich Freude bereiten und Ausdruck der eigenen Persönlichkeit sein – nicht Quelle von Stress und Überkonsum.

Mein persönliches Interesse an Mode und der Wunsch, Lösungen für diese Problematik zu verstehen, führten mich dazu, mich in meiner Abschlussarbeit intensiv mit dem Thema auseinanderzusetzen. Unter dem Titel «Mode neu definieren: Der Weg zur Nachhaltigkeit durch Herausforderungen, Innovationen und Fallstudien von Hugo Boss und On» habe ich die aktuellen Entwicklungen und Herausforderungen in der Modeindustrie untersucht.

Immer mehr Unternehmen setzen auf umweltfreundliche Materialien wie Bio-Baumwolle oder recyceltes Polyester. Auch innovative Produktionsmethoden, wie wassersparende Färbeverfahren, gewinnen an Bedeutung. Gleichzeitig entstehen neue Kreislaufdesigns, bei denen Kleidungsstücke so konzipiert werden, dass sie am Ende ihres Lebenszyklus rezykliert und wiederverwertet werden können. Dabei rücken hochwertige Materialien in den

Fokus, die nicht nur langlebiger sind, sondern auch unter fairen und umweltschonenderen Bedingungen produziert werden.

Doch der Wandel darf nicht allein der Industrie überlassen werden – auch wir als Konsumentinnen und Konsumenten, insbesondere unsere Generation, tragen Verantwortung. Jeder von uns kann einen Beitrag leisten, indem wir bewusster konsumieren: in langlebige, hochwertige Kleidungsstücke investieren, Second-Hand-Mode eine Chance geben und Kleidungsstücke reparieren, anstatt sie vorschnell zu entsorgen. Nachhaltige Mode beginnt

nicht nur bei der Produktion, sondern vor allem bei der Art und Weise, wie wir sie konsumieren und wertschätzen.

Die Modeindustrie steht an einem Wendepunkt. Nachhaltigkeit ist nicht nur eine Herausforderung, sondern auch eine Chance, Mode neu zu denken – innovativ, fair und umweltbewusst. Wenn wir unsere Konsumgewohnheiten überdenken, können wir eine Modewelt schaffen, die sowohl stilvoll als auch verantwortungsvoll ist. ■

A PHILOSOPHICAL APPROACH TO CLIMATE CHANGE

In her graduation thesis, Kalani Bertschi explores climate change as a human-made catastrophe with far-reaching and still unpredictable consequences. Taking a philosophical approach, she reflects on why many people turn away from the overwhelming complexity of the crisis and examines how industrialisation, overconsumption, and environmental exploitation continue to shape our actions.

Kalani Bertschi, G6e As someone who aspires to protect our planet, I knew I had found the topic for my Matura paper when I read an interview in *NZZ am Sonntag* featuring French philosopher Corine Pelluchon. In both her interview and her book *Die Durchquerung des Unmöglichen* (published by C.H. Beck), Pelluchon contrasts two words we often use interchangeably in everyday language: hope and optimism. According to Pelluchon, hope arises out of despair. It is not just about maintaining a positive mindset, but about fully accepting external positive and negative factors alike – and embracing them with clarity and persistence. Optimism, on the other hand, is often merely a personal expectation, a mask that conceals failure and denies negativity. Pelluchon not only differentiates between these two concepts, but also highlights how essential they are to our mindset when confronting the climate crisis.

As a result, I wanted to explore this philosophical perspective in connection with young climate activists under the age of 25. I focused specifically on my own generation – Generation Z – which is perhaps the most affected by climate change. I was eager to understand whether these activists rely more on hope or optimism, and to what extent each attitude influences their willingness to act. Interestingly, both the activists and I strongly disagreed with Pelluchon's stance. To always face both the positive and the negative with full awareness can take a serious toll on mental health. It is therefore not "Hope vs. Optimism" as Pelluchon suggests, but rather "Hope and Optimism." A quote from one of the activists I interviewed, Fionn Ferreira, best captures this idea and left a lasting impression on me: "Hope provides the motivation to keep going, while optimism fuels the belief that your efforts will be successful." This statement highlights a crucial point in the fight against climate change. Optimism does not necessarily mean a distortion of reality – it can instead serve as a powerful force that enables more effective action through confidence.

The activists I interviewed – Fionn Ferreira (Ireland), Joshua Oluwaseyi (Nigeria), Oscar Dohr (Switzerland), and Melati Wijsen (Indonesia) – have demonstrated the immense potential of individual action. Their efforts to reduce microplastics in our waters, campaign for national bans on single-use plastics, or educate others through speeches and workshops are all inspiring examples. Throughout the writing of my paper, I was able to identify several reasons for the lack of action on climate change: generational divides that impede change, countries governed by irresponsible leaders, and a widespread mental paralysis. In short, a vicious cycle of awareness, anxiety, and inactivity.

"Hope provides the motivation to keep going, while optimism fuels the belief that your efforts will be successful."

Fionn Ferreira

There is no better time than now to take action against climate change. The threat of even greater future chaos is imminent, and we must act proactively. Every small contribution – whether recycling, raising awareness, or consistently choosing sustainable options in our daily lives – helps build a safer future.

On a personal note, this paper has given me greater confidence in facing the future, knowing that we can combat climate change, even against the odds. It is essential not to give up, because every effort counts in this fight – one we cannot afford to lose. ■



Sina von Wurstemberger, G4f: Bildüberlagerungen nach digitaler Komposition, Mischtechnik.

GLAUBE IM GENERATIONENCHECK – WIE SICH RELIGIOSITÄT IN DER SCHWEIZ VERÄNDERT

Religion verliert in der Schweiz an Bindungskraft – besonders bei Jüngeren. Eine Maturitätsarbeit untersucht, wie Altersgruppen und Geschlechter heute glauben, worauf sie vertrauen und welche Rolle Institutionen noch spielen. Die Ergebnisse zeigen einen klaren Trend zur Individualisierung und werfen Fragen für die Zukunft auf.

Leo Bietenholz, G6h Plötzlich stand die grosse Aufgabe vor der Tür, vor der ich mich fünf Jahre lang gefürchtet hatte: die Maturitätsarbeit. Doch worüber schreiben? Sie ist die umfangreichste schriftliche Arbeit im Gymnasium. Das Thema muss interessieren, genug Stoff für 20 Seiten bieten und darf nicht zu breit sein. Am Ende soll kein 120-seitiger Wälzer entstehen. Nach vielen Überlegungen und Gesprächen entschied ich mich für ein Thema, das mich reizt und Raum für eine prägnante, informative Arbeit bietet: Religion im Wandel der Generationen und Geschlechter.

Die Gesellschaft blickt heute anders auf Religion als noch vor wenigen Jahrzehnten. Viele spüren eine «Loslösung» von religiösen Bindungen. Doch lässt sich das belegen? Bleibt Religion für Ältere prägend? Wie stark unterscheiden sich die Generationen wirklich? Und gibt es Unterschiede zwischen Männern und Frauen? Um diese Fragen zu klären, stellte ich zwei Hypothesen auf:

1. Jüngere Menschen sind weniger religiös als ältere.
2. Männer und Frauen unterscheiden sich kaum in ihrer Religiosität.

Zur Überprüfung entwickelte ich einen Online-Fragebogen. Er fragte nicht nur nach der Religionszugehörigkeit, sondern auch nach der Selbsteinschätzung der eigenen Religiosität, dem Vertrauen in religiöse Institutionen und den Folgen der Missbrauchsskandale für den Glauben. Auch die Haltung zur

Kirchensteuer interessierte mich. 92 Personen aus verschiedenen Altersgruppen nahmen teil. Für einen objektiven Vergleich gliederte ich die Auswertung in drei Teile:

1. Selbsteinschätzung der Teilnehmenden
2. Religiositätsindex
3. Missbrauchsskandale und Kirchensteuer

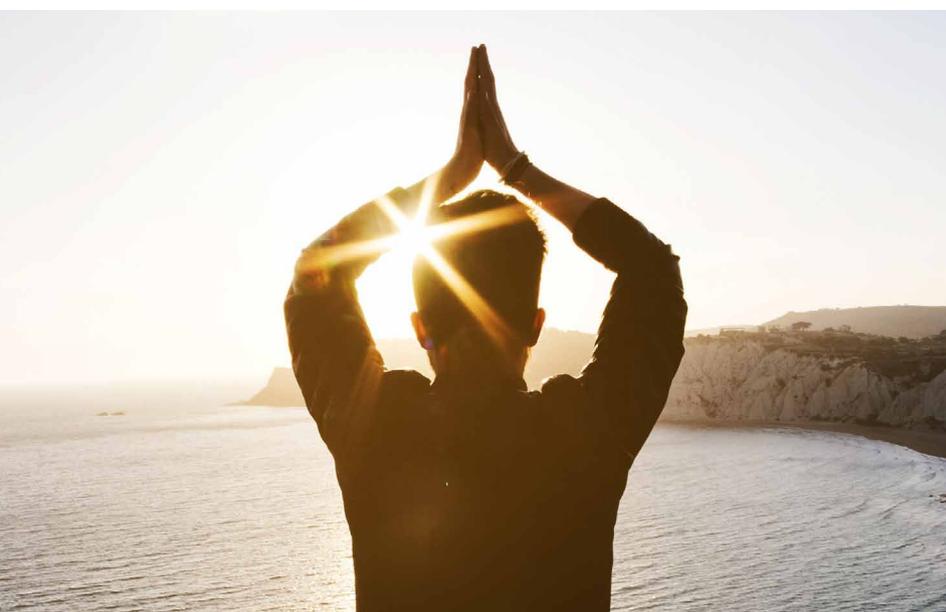
Den Religiositätsindex entwickelte ich selbst. Er umfasst drei Dimensionen, die verschiedene Bereiche der Religiosität abbilden. Der Gesamtwert ergibt sich aus dem Durchschnitt der Einzeldimensionen. So konnte ich die Religiosität nach Alters- und Geschlechtergruppen vergleichen.

Die Auswertung zur ersten Hypothese zeigt ein klares Bild: Jüngere Menschen sind deutlich weniger religiös als ältere. Das belegen sowohl die Selbsteinschätzung als auch der Religiositätsindex. Die Säkularisierung schreitet voran. Viele empfinden die Kirche als nicht mehr zeitgemäss und ordnen sich eher einer individuellen Spiritualität als einer traditionellen Religion zu.

Die zweite Hypothese lässt sich nicht eindeutig beantworten. Es zeigt sich: Männer neigen zu Extremen, sie sehen sich entweder als sehr religiös oder lehnen Religion stark ab. Frauen bewegen sich häufiger im mittleren Bereich und erreichen insgesamt einen etwas niedrigeren Religiositätsindex. Im Durchschnitt liegt der Indexwert der Männer leicht höher. Die Unterschiede bleiben jedoch so gering, dass die Frage offenbleibt.

Ein weiterer Aspekt: das Vertrauen in religiöse Institutionen. Die Missbrauchsskandale der letzten Jahre haben das Bild der Kirche verändert. Besonders Ältere verloren dadurch oft an Religiosität, während Jüngere sich in ihrer kritischen Haltung bestätigt fühlten. Auch die Kirchensteuer sorgt für Diskussionen.

Meine Arbeit zeigt eine Momentaufnahme des Religionswandels in der Schweiz. Vor allem Jüngere lösen sich von traditionellen Strukturen und suchen eigene Wege. Die Ergebnisse werfen neue Fragen auf: Wird sich die Gesellschaft in Sachen Religion stärker polarisieren? Oder setzt sich die Individualisierung fort und religiöse Institutionen verlieren weiter an Bedeutung? Welche Entwicklung sich durchsetzt, wird die Zukunft zeigen. ■





DURCH BERECHNUNGEN INS UNENDLICHE: DAS POTENTIAL VON KI

Vom Lernhelfer zum Lernhindernis: In seinem Essay reflektiert Timon Xandry, wie ihn die Faszination für KI zeitweise vom Schulstoff entfernte – und wie er durch eigene Erfahrungen erkannte, dass Künstliche Intelligenz nur dann nützt, wenn man sie bewusst und kritisch einsetzt.

Timon Xandry, G6h Die Künstliche Intelligenz kann ein wahrer «Gamechanger» sein. Egal ob Deutsch, Französisch oder doch Biologie: Man hat eine Frage zum Thema, will sich etwas zusammenfassen lassen oder hat schlicht nicht im Unterricht aufgepasst und möchte es sich nun «bitte in einfachem Deutsch» erklären lassen. ChatGPT eilt zur Rettung – und in wenigen Sekunden kann man sich semesterlange Skripte vollständig erklären lassen. Ist das alles so glamourös, wie es scheint? Oder gibt es doch einen Haken?

Die KI ist sicherlich ein Tool, das wir nie mehr loswerden. Und sie ist nicht nur in der Schule nützlich – auch im privaten Sektor oder bei simplen Start-ups kann der richtige Gebrauch einer KI komplexe Aufgaben übernehmen. In diesem kurzen Essay werde ich meine Gedanken zur KI sowie die lauernden Gefahren in Schule und Alltag aus meinen eigenen Erfahrungen aufzeigen.

Ich bin nicht der Beste in den naturwissenschaftlichen Fächern. Mir liegen Sprachen und Geisteswissenschaften einfach mehr. Um in Chemie oder Physik auf einen grünen Zweig zu kommen, muss ich mir den Stoff immer und immer wieder anschauen. Ich darf den Anschluss nicht verlieren, muss up to date bleiben und bei jeder Unsicherheit nachfragen. Sonst bilden sich Lücken, die sich nicht mehr füllen lassen. Das ist normal für mich – ist halt so.

Im Januar 2023 wurde die erste ChatGPT-Version weltweit publiziert. Ich weiss es noch genau: Wir waren alle kritisch. Wir glaubten nicht daran, dass diese KI wirklich «alles» kann. «Ist das nicht einfach so wie Siri? Oder Alexa? Die sind ja eigentlich auch

unnütz ...» Langsam, aber sicher wurden wir mit ChatGPT vertraut – und nach wenigen Wochen wussten wir nicht mehr, wie das Leben ohne war. Das war für mich einer der «Todesstösse». Alle Fragen konnte ich unbeschwert nachschlagen, und aufpassen musste ich auch nicht mehr, denn ich konnte mir den Stoff ja zusammenfassen und erklären lassen. Somit, dachte ich mir damals, kann man den Anschluss ja nicht verlieren und muss fast bessere Noten schreiben. Doch genau das Gegenteil trat ein.

Erklärungen von ChatGPT waren falsch, Zusammenfassungen hatten wichtige Details ausgelassen, und Fragen konnten nicht mehr beantwortet werden.

Im Verlauf der Zeit habe ich mich immer mehr auf ChatGPT verlassen und immer weniger Präsenz gezeigt – nicht mehr nur in den naturwissenschaftlichen Fächern. Doch ich war ja nicht allein, alle haben das so gemacht. Dann musste es ja okay sein, dachte ich.

Doch die Lücken liessen sich irgendwann einfach nicht mehr füllen. Erklärungen von ChatGPT waren falsch, Zusammenfassungen hatten wichtige Details ausgelassen, und Fragen konnten

nicht mehr beantwortet werden. Es wurde alles sehr oberflächlich – und die falschen Infos häuften sich.

Doch es war bereits zu spät. Ich musste irgendwie versuchen, einen Weg zu finden, der es mir ermöglichte, zum Unterricht zurückzufinden. Durch aufwändige Prompts und konkret gestellte Fragen konnte ich mir ein Basiswissen aneignen und nach einer gewissen Zeit wieder zurück in die Realität finden. Doch bis heute habe ich einzelne Lücken, die ich noch stopfen muss.

Das ist meiner Meinung nach eine der grössten Gefahren der Künstlichen Intelligenz: die Verlockung, die diese magische, allwissende Maschine auf junge Schülerinnen und Schüler ausübt. Sie scheint zwar alles zu können und überall zu helfen. Doch wenn von dir nichts mehr kommt, dauert es nicht lange, bis auch bei der Maschine Schluss ist. Und dann stehst du blöd da. Glaub mir!

Dies waren einige meiner negativen Erfahrungen mit KI. Doch natürlich war ich nicht nur naiv, sondern habe auch guten Gebrauch davon gemacht. Zum Beispiel im privaten Sektor, bei kleinen Start-up-Unternehmen mit grundsätzlichem Mitarbeitermangel, gibt es einige Funktionen der Künstlichen Intelligenz, die unbezahlbar sind und die Arbeit effizienter gestalten können.

Seit einigen Monaten begleite ich ein Zürcher Start-up im E-Commerce-Sektor sorgfältig. Das Start-up ist im Import/Export und Verkauf tätig. Zu Beginn waren es nur zwei Freunde, die eine Idee hatten. Mittlerweile haben sie ein Büro in der Stadt und fünf Vollzeitangestellte. Als sie mich das erste Mal um Hilfe baten, hatten sie ein sehr spezifisches Problem: Sie wollten ein System für ihre Buchhaltung aufbauen, wussten aber nicht, wie. Da kam die Künstliche Intelligenz ins Spiel.

Nach einigen langen, detaillierten Prompts und der Zusammenarbeit mit Microsoft Excel haben wir mehrere sogenannte «Sheets» erstellt, die sämtliche Daten des Unternehmens erfassen.

Ein sogenanntes «Product Research Sheet» zum Beispiel, das neue Produkte mit ihren KPIs (Key Performance Indicators), dem BEROAS (Break-even Return on Ad Spend), dem Einkaufs- und Verkaufspreis sowie allen Margen abspeichert. Solche Excel-Tabellen sind nicht nur professionell, sondern helfen enorm bei der Gewinnoptimierung und der gesamten Organisation des Back-Ends eines Unternehmens.

Die Künstliche Intelligenz hat mir also mehrere solcher Tabellen und «Sheets» erstellt – bis zu dem Punkt, an dem die gesamte Buchhaltung und das komplette Back-End der Firma durch KI-Tools aufgebaut waren. Seit der erstmaligen Implementierung dieser Excel-Sheets und Data-Tracking-Tools mithilfe von KI war das Unternehmen in der Lage, seine Einnahmen zu verdreifachen – und gleichzeitig ein Rekordtief bei Fehlerquoten und Misskalkulationen zu verbuchen.

Man hat die KI mit all ihrem Wissen programmiert und ihr die Fähigkeit gegeben, Brücken zu schlagen und Dinge zu verknüpfen.

Sam Altman, CEO und Mitgründer von OpenAI

Dies ist einer der vielen sehr positiven Punkte der Künstlichen Intelligenz. Man muss genau wissen, wie und wie stark man sie nutzen kann. Dann sind die Möglichkeiten – ob schulisch oder im privaten Sektor – nahezu endlos, und die Systeme unglaublich gewinnbringend.

Doch hier hört es noch lange nicht auf. ChatGPT wurde offiziell erst vor rund zwei Jahren veröffentlicht. Die heutige Version ist bereits 200–300 % besser als die Erstversion – in allen Facetten der App. Vor allem in den Bereichen des kontextuellen Verständnisses, der Kohärenz und des allgemeinen Nutzens.

Was ich damit sagen will, ist: Der Mensch kann das Potential der KI fast nicht begreifen. Es ist wahrhaftig unendlich gross. Und wir sind bereits an einem Punkt der Entwicklung angekommen, an dem sich die KI selbst trainiert und stündlich verbessert. Sam Altman, CEO und Mitgründer von OpenAI, hat das Ganze so erklärt: Man hat die KI mit all ihrem Wissen programmiert und ihr die Fähigkeit gegeben, Brücken zu schlagen und Dinge zu verknüpfen. Den ganzen Rest – also das Weiterdenken und komplexe Interpretieren – macht die KI selbst, ohne spezifisch dafür programmiert worden zu sein!

Wenn man sich dessen bewusst wird, erscheint die Künstliche Intelligenz und ihr Potential nicht nur faszinierend, sondern auch schnell einschüchternd oder gar befremdlich.

Ich hoffe, dass ich in diesem kurzen Essay meine eigenen Erfahrungen – schulisch und privat – anschaulich aufzeigen konnte und jede Leserin und jeder Leser dieses Textes ein oder zwei Dinge für den eigenen Umgang mit Künstlicher Intelligenz mitnehmen kann. ■



IMMER EINMAL MEHR AUFSTEHEN ALS HINFALLEN

Federico Supino, G6h «Schon wieder! Jetzt reicht es mir ... Ich höre auf!» Die Frustration frisst einen auf. Das Einzige, was man tun kann: weitermachen! Ein Gefühl, das wir alle nur zu gut kennen. Die Niederlage – berühmt-berüchtigt kommt sie immer dann, wenn man sie am wenigsten erwartet. Man ist gerade auf Kurs, sieht das Ziel schon vor Augen und will es noch ein wenig schneller erreichen. Dies ist der Moment, in dem man ganz böse überrascht werden kann. Wie man so schön sagt: Hochmut kommt vor dem Fall. Doch ist das wirklich so schlimm, wie ich es gerade darstelle? Nein, ist es sicherlich nicht. Es fühlt sich nur so an. Eigentlich ist es sogar so, dass die Niederlage ein essenzieller Bestandteil des Fortschritts ist. Wie und warum das zutrifft, möchte ich im folgenden Text erklären. Ich werde dazu eine Anekdote aus meinem Sport, dem Springreiten, erzählen.

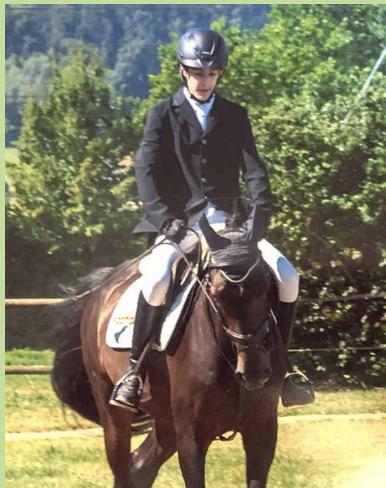
Anfang dieses Jahres startete ich mit meinem Pferd in die Saison. Nach einem super Winter voller erfolgreichem Training stand sogleich das erste Turnier an. Ich stellte mein Pferd in Rüti vor und stand zweimal auf dem Podest. Nach dieser Erfahrung spürte ich, dass mein Sportpartner den Ehrgeiz mit mir teilte. Im zweiten Turnier der Saison wusste ich, welche Werte es zu schlagen galt. Voller Euphorie und Siegesgewissheit ging ich an den Start und ritt eine phantastische Runde – bis zum letzten Sprung. Auf diesen hatte

ich den Weg so stark abgeschnitten und das Tempo so sehr erhöht, dass mein Pferd gar keine Chance mehr hatte, einen fehlerfreien Sprung zu absolvieren. Im Nachhinein wurde mir dann von meinem Trainer schreiend mitgeteilt, dass dies überhaupt nicht nötig gewesen wäre. Ich sei nämlich mit vier Sekunden Vorsprung durchs Ziel geritten. Wie gesagt: Hochmut kommt vor dem Fall. Hiermit konnte ich hoffentlich gut zeigen, wie eine Niederlage aussehen kann – und dass sie nicht so schlimm oder gar tragisch ist, wie ich es in diesem Moment wahrgenommen habe. Das bemerke ich jetzt schmunzelnd beim Schreiben dieses Textes.

Doch wie kann eine Niederlage wertvoll sein? Oft wird einem gesagt: Aus Fehlern lernt man. Aber wie genau ist dieser Satz zu verstehen? Folgendes Bild stelle ich mir immer vor: Jede Fähigkeit besteht aus einer sorgfältig aufgebauten Backsteinmauer. Diese muss man ohne zu hetzen errichten. Man stelle sich bloss vor, ein Maurer baue diese erwähnte Mauer auf und achte nicht darauf, ob die Backsteine genau gesetzt werden. Eine Woche später möchte er mit dem zweiten Stock

beginnen, doch nachdem er die ersten paar Steine gesetzt hat, gibt die Mauer unter ihm nach. Er muss wieder von vorne beginnen und das Fundament sowie den ersten Stock neu aufbauen. Dieses Mal ist er aber vorsichtiger und darauf bedacht, die Backsteine genau richtig zu positionieren. Genauso verhält es sich auch mit Niederlagen. Denn statt aufzugeben, versucht man es erneut. Man überlegt sich genauer, welche Fehler man gemacht hat, und versucht, diese zu vermeiden. Oft braucht es aber mehr als eine Niederlage, um seine Fehler richtig einzusehen. Ich spreche aus Erfahrung!

Warum sind also Niederlagen wichtig? Und warum ist es ein gutes Zeichen, wenn man ab und zu eine erlebt? Dazu möchte ich eine kurze These formulieren: Eine Niederlage ist meiner Meinung nach ein Zeichen dafür, dass man eine anspruchsvolle Aufgabe in Angriff genommen hat. Denn an einer «einfachen» Aufgabe würde man nie scheitern. Warum soll es gut sein, sich selbst eine schwierige Aufgabe zu stellen? Das hängt natürlich sehr davon ab, was man als Sinn des Lebens sieht. Doch ich gehe davon aus, dass für viele Menschen das Ziel im Leben ist, das Beste aus sich zu machen. Um das zu erreichen, muss man sich fortlaufend verbessern. Das schafft man, indem man seine Komfortzone verlässt und schwierige Aufgaben meistert – unabhängig davon, wie viele Anläufe und Niederlagen man dazu braucht.



Federico bei einem Turnier.
(Foto: Federico Supino)

Aus diesen teils philosophischen Einschüben möchte ich nun ein Fazit ziehen. Niederlagen dienen dazu, einen auf Schwachpunkte in der eigenen Fähigkeit oder im eigenen Handeln aufmerksam zu machen. Sie zeigen uns, wo wir uns noch verbessern können und welche Fähigkeiten uns für den nächsten Schritt noch fehlen. Zum Beispiel weiss ich seit dem Saisonstart, dass ich nie den Ehrgeiz überhand über die Ereignisse im Parcours nehmen lassen darf. Diese Erkenntnis hat mich um einiges weitergebracht. Natürlich kann es passieren, dass diese Einsichten wieder vergessen werden. Doch bald wird man wieder daran erinnert.

Was ich zum Schluss auch noch betonen und erwähnen will, ist, warum ich in meinem Essay das Wort Scheitern nicht benutzt habe. Für mich gibt es einen ganz klaren Unterschied zwischen einer Niederlage und dem Scheitern. Die Niederlage zähle ich nämlich zum dynamischen Prozess des Lernens und Weiterentwickelns – nicht so das Scheitern. Dieser negativ konnotierte Begriff ist für mich der Inbegriff von Aufgeben. Und das kommt ja wohl nicht in Frage!

Impressum

Bilder und Fotos: Christian Knipfer, Myra Denneborg, Federico Supino, AdobeStock.com, freepik.com **Texte:** Christian Knipfer, Alisa Druz, Elin Studerus, Myra Denneborg, Nele Rischmann, Filippo Cerliani, Angelina Rickenbach, Silvia Röösl, Julia Reimann, Matilda Apitz, Kalani Bertschi, Leo Bietenholz, Timon Xandry, Federico Supino

Layout und Druck: Köpflipartners AG, Neuenhof